

Ein Artikel aus der digitalen Ausgabe der Süddeutschen Zeitung vom 16.09.2017

<http://sz.de/1.3668023>

Buch Zwei, 16.09.2017

Roundtable-Gespräch

"Bildung darf nicht vom Glück abhängen"

=====

Moderation: Nina Bovensiepen, Ann-Kathrin Eckardt und Melanie Staudinger

15. September 2017, 17:25 Uhr Roundtable-Gespräch über Bildungschancen

## "Bildung darf nicht vom Glück abhängen"



(Stehend von links nach rechts): Vater Levent Ekiz, Grundschulrektorin Gabriele Strehle, Bildungshelfer Günther Lampertsdorfer, Helfer Detlef Wiese, Berufsschullehrerin Doris Weber, Bildungssenator Ties Rabe und Hauptschullehrer Harun Lehrer. (Sitzend von links nach rechts): Gesamtschulleiterin Julia Gajewski, Schüler Rico Somé, Grundschulrektorin Michaela Fellner. (Foto: Natalie Isser)

In seiner Münchner Villa empfing der Malerfürst Franz von Stuck einst Persönlichkeiten aus Wissenschaft, Kunst und Adel zu illustren Festen. Mehr als hundert Jahre später empfängt die SZ an selber Stelle acht Geladene aus dem deutschen Bildungswesen und zwei ehrenamtliche Helfer. Zwei Schuljahre sind seit der großen Flüchtlingswelle vergangen: Geschätzt 300 000 Flüchtlinge besuchen inzwischen deutsche Schulen, mehr als ein Drittel der unter 20-Jährigen in Deutschland hat Migrationshintergrund. Wie steht es um die Integration dieser Kinder? Wie lässt sich die Chancengerechtigkeit an unseren Schulen verbessern? Leidet unter dieser Herausforderung die Qualität des Unterrichts? Am großen Tisch im Alten Atelier, dem Bankettsaal der Villa Stuck, beginnt eine hitzige Diskussion, bei der nur Wasser die Gemüter beruhigen darf. Alle anderen Getränke sind verboten - zu gefährlich für das aufwendig verlegte Mosaik-Parkett.

SZ: Frau Gajewski, an Ihrer Gesamtschule in Essen lernen 1500 Schüler. Sie warnen öffentlich vor einem "Fass, das irgendwann explodiert".

Julia Gajewski: Mich wundert wirklich, dass es an Brennpunktschulen wie unserer noch nicht brennt, so wie in den Pariser Banlieues. Unsere Schule bildet nicht die Gesellschaft ab,

sondern den Brennpunkt, in dem sie liegt.

Wer sind denn Ihre Schüler?

Gajewski: Etwa 70 Prozent haben Migrationshintergrund. Nur etwa 80 von 218 möglichen Schulplätzen werden bei der Erstanmeldung für den fünften Jahrgang besetzt. Der Rest wird aufgefüllt mit Bildungsverlierern aus anderen Stadtteilen, die dort nicht angenommen wurden. Dazu kommen noch die, die's auf dem Gymnasium nicht geschafft haben. Zu uns kommen Kinder, die den Straßendarwinismus durchlaufen haben. Häufig ist das Recht des Stärkeren das Einzige, was sie kennen.

Frau Fellner, Sie sind Rektorin einer Münchner Grundschule mit extrem hohem Ausländeranteil. Gibt es Ihrer Meinung nach einen Zusammenhang zwischen dem Mangel an Erziehung und der Herkunft der Eltern?

Michaela Fellner: In erster Linie hängt das nicht von der Herkunft der Eltern, sondern vom sozialen Status der Familie ab. Aber das Nichterzogenensein ist auch bei uns ein echtes Problem. Wir haben zum Beispiel einen Innenhof angelegt, damit die Erstklässler sich an das große Schulhaus gewöhnen, und große weiße Ziersteine um ein Schachbrett gelegt. Wir mussten sie wieder entfernen, weil die Kinder sich damit beworfen haben. Viele sind es gar nicht gewöhnt, sich nicht anzuspucken, sich nicht zu schlagen. Man muss erst grundlegende Erziehungsarbeit leisten, bevor man überhaupt mit dem Lernen anfangen kann.

93 Prozent Ihrer Schüler sprechen zu Hause nicht Deutsch. Wie gut sprechen sie die Sprache, wenn sie in die Schule kommen?

Fellner: Ihr Wortschatz ist unfassbar gering. Die ersten Lesewörter sind zum Beispiel "Ast", "Tante", "Ente", "Ampel" oder "Insel". Aber keines dieser Wörter wird von den Kindern aktiv verwendet und oft auch nicht verstanden. Viele unserer Erstklässler sagen "Licht" statt "Ampel".

Im letzten Schuljahr hat ein Viertel Ihrer Viertklässler den Übertritt aufs Gymnasium geschafft. Zum Vergleich: Im Landkreis München waren es 60 Prozent. Sind Sie zufrieden mit der Zahl?

Fellner: Ich finde den Prozentsatz ganz erstaunlich, gemessen an den Voraussetzungen, die die Kinder mitbringen, wenn sie unsere Schule das erste Mal betreten.

Früher wollten nicht mal Migranten ihr Kind bei Ihnen zur Schule schicken, weil dort zu viele Kinder von Einwanderern in den Klassen saßen.

Fellner: 30 Prozent der Eltern haben einen Gastschulantrag gestellt, ihr Kind also auf eine andere Schule geschickt. Inzwischen ist diese Zahl einstellig, darauf sind wir stolz. Das liegt an gebundenen und offenen Ganztagsangeboten, die wir eingeführt haben, an vielen Deutschförderstunden, aber auch an unserem kostenlosen Frühstück. Es wird von einer Stiftung finanziert, am Tisch wird Deutsch gesprochen. Früher kamen viele Kinder ohne Frühstück und Pausenbrot - heute essen etwa 90 Kinder um halb acht bei uns. Das hat unsere Schule verändert.

Gabriele Strehle: Als ich vor 14 Jahren in unserer Grundschule im Münchner Stadtteil Hadern anfang, schnappte sich häufig ein Größerer einen Erstklässler und warf ihn quer über den

Pausenhof. Wir hatten viele soziale Probleme, oft war die Polizei in der Schule, weil wir sehr gemischt sind. Wir haben deshalb mit Eltern, Lehrern und Schülern das Programm "sozialwirksame Schule" entwickelt.

Wie sieht das Programm denn aus?

Strehle: Zum Beispiel reden wir in der Giraffensprache, die Giraffe ist das Symbol unserer Schule. Das heißt, wir reden in Ich-Botschaften. Anstatt "Du nervst mich!" sagen wir: "Ich mag nicht, wenn du an mir zerrst." Wir fragen nach, fassen zusammen und wenn ein Kind "Du Arschloch" sagt, um eines der harmloseren Wörter zu nehmen, sagen die Kinder "Giraffensprache" oder machen mit der Hand das Stoppzeichen. Und wenn das nicht hilft, greifen die Lehrer ein. Das ist ein richtig langer Prozess, der läuft jetzt seit Jahren. Am Anfang war es manchmal entmutigend. Aber die Kleinen wachsen heute schon in ein anderes Klima rein. Die hören nicht mehr so viele Ausdrücke, sehen kaum mehr körperliche Angriffe.

Levent Ekiz: Der Ruf dieser Schule hat sich sehr verbessert. Meine beiden Kinder waren dort. Das erste Mal, als ich Frau Strehle beim Elternabend sah, kam sie rein und sagte: "Ich bin jetzt wegen einer ganz, ganz wichtigen Sache bei Ihnen." Da haben wir natürlich gedacht: Was ist jetzt passiert? Und dann hat sie gesagt: "Es geht hier um Ihre Kinder." Das war wie ein Wachrütteln für mich. Die Schule war für uns immer offen, und wir haben uns verstanden gefühlt. Das ist sehr wichtig, denn das größte Problem der Migranten ist: Sie fühlen sich nicht gerecht behandelt. In dieser Schule war das anders. Dass meine Kinder ein höheres Bildungsniveau erreichen werden als ich, haben sie auch dieser Schule zu verdanken.

Frau Gajewski, Frau Fellner erzählt, dass ihre Erstklässer sehr schlecht Deutsch sprechen. Wie sieht es bei Ihren Fünftklässlern aus?

Gajewski: Wenn ich in meinem Bekanntenkreis von meiner Arbeit erzähle, glauben die mir oft nicht. Ein Großteil der Fünftklässler kann die Uhr nicht lesen, kennt die Monate nicht, die Handschrift ist unlesbar. Manchen müssen wir erst beibringen, mit dem Lineal eine gerade Linie zu ziehen. Bei unserem Spracheingangstest ist dem ganzen neuen Jahrgang der fünften Klasse im Durchschnitt ein Förderbedarf attestiert worden. Wir beginnen im fünften Schuljahr mit Unterrichtsinhalten aus dem dritten Schuljahr.

Sie sprechen nicht von Flüchtlingskindern, sondern von Kindern, die in Deutschland schon die Grundschule besucht haben?

Gajewski: Ja, in der Grundschule kommen sie mit minus 100 an, bei uns dann vielleicht mit minus 30.

Herr Rabe, Sie sind Schulsenator in Hamburg. In den bisherigen Schilderungen kommen die etwa 300 000 neu dazugekommenen Flüchtlingskinder an deutschen Schulen noch gar nicht vor. Fragen Sie sich nicht manchmal, ob unser Bildungssystem dieser Herausforderung überhaupt gewachsen ist?

Ties Rabe: Migrationshintergrund = schlecht erzogen = schlimme Klientel, das geht mir gerade etwas zu schnell. Migrationshintergrund an sich führt nicht zu Benachteiligung. Worauf es ankommt, ist die Bildungsnähe des Elternhauses. In Hamburg hatten wir übrigens schon vor der Flüchtlingswelle 2015 im Schnitt 48 Prozent Kinder mit Migrationshintergrund. Es ist also keine neue Herausforderung.

Ekiz: Fakt ist aber, dass viele Migranten bildungsfern sind. Meine Familie ist das beste Beispiel: Wir sind fünf Brüder, haben zusammen 13 Kinder, und meine zwei sind die einzigen, die aufs Gymnasium gehen. Weil ich die Möglichkeiten ausreize. Meine Tochter war gerade schlecht in Mathe, da hat mir der Lehrer knallhart gesagt, er rät zum Wechsel auf die Realschule. Mit Nachhilfe ist sie nun wieder auf einer Drei. Dieses schnelle Aufgeben der Lehrer bei Migranten ist schon da.

Fellner: Zu mir kommen oft ausländische Eltern, die sich über Lehrer beschweren.

Warum?

Fellner: Weil sie denken, dass die Lehrer nicht ausreichend ausgebildet sind, um Migranten zu unterrichten. Außerdem mehren sich seit etwa zwei Jahren Rassismus-Vorwürfe. Wenn die Noten schlecht sind, hatten wir bei der Rückgabe der Proben jetzt schon öfter Kopien der Pässe der Kinder dabei, auf denen die Eltern die Nationalität des Kindes eingekreist haben: deutsch. Als ich die Eltern darauf angesprochen habe, sagten sie, dass sie wollen, dass der Lehrer weiß, dass ihr Kind die deutsche Staatsangehörigkeit hat.

Sind die Beschwerden berechtigt? Sind die Lehrer nicht ausreichend für die Arbeit mit Migranten ausgebildet?

Günther Lamperstorfer: Was ich nicht verstehe: Der Anteil der Lehrer, die auch Deutsch als Zweitsprache (DAZ) studiert haben, ist verschwindend gering. Warum ist DAZ nicht längst verpflichtend für alle? Ein Mathelehrer muss ja auch Mathe studieren und kann nicht sagen, das habe ich schon im Kopf oder im Bauch.

Fellner: Das werden aber nicht zwingend die besseren Lehrer für Migranten. Es gibt wie überall Begabte und weniger Begabte. Aber sagen Sie mir einen Lehrer, der wirklich befähigt ist, nach seinem Studium 24 Kinder zu unterrichten, die kaum Regeln beachten und schlecht Deutsch sprechen. Das ist ein unfassbar schwieriger Job.

Strehle: Ich habe ja noch die alte Lehrerausbildung genossen und würde sagen: Wir sind sehr halbscharig vorbereitet. Bei den jüngeren Lehrern haben allmählich mehr DAZ studiert, bei den älteren ist der Anteil wirklich sehr gering. Es gibt zwar Fortbildungen, aber die Lehrer müssen sich in so vielen Bereichen fortbilden. Es ist schwierig, fundierte Kenntnisse zu bekommen.

Rabe: Ich war ja selbst auch Lehrer. Unseren Beruf kennzeichnet, dass man sich permanent auf neue Situationen einstellen muss. Niemand kann davon ausgehen, dass er in der Ausbildung das Rüstzeug für die nächsten 35 Jahre mitbekommt.

Strehle: Das Gros der Lehrer bildet sich unwahrscheinlich viel fort!

Schulen in Brennpunktlagen können sich die guten Lehrer leider nicht aussuchen. Es gibt viel zu wenig Grund- und Hauptschullehrer.

Fellner: Und eine sehr hohe Fluktuation. In Bayern kommen die jungen Lehrer ja nicht freiwillig zu uns. Sie werden uns zugewiesen, oft vom Land in die Stadt versetzt. Wir haben Kollegen, die fahren insgesamt 350 Kilometer am Tag. Durch ein tolles Klima können wir zwar dazu beitragen, dass Lehrer bleiben wollen, aber wenn sie sich dann in München keine Wohnung leisten können, ziehen sie wieder in die Heimat. Das macht es schwierig, eine feste

Beziehung zu den Kindern aufzubauen.

Gajewski: In NRW bewerben sich die Lehrer direkt bei den Schulen, aber das macht die Sache nicht besser. Wer bewirbt sich schon freiwillig bei einer Brennpunktschule? Die Schulen, die die besten Lehrer brauchen, bekommen sie nicht. Ich muss drei offene Stellen neu besetzen. Bisläng konnten wir nur eine besetzen.

Ist der Lehrermangel also das Hauptproblem?

Gajewski: Nein, mindestens ebenso wie Lehrer fehlen an unserer Schule die positiven Vorbilder, also ganz normale Kinder. Unsere Schüler haben ein Bild von Gesellschaft, das ja definitiv das Ende unserer Gesellschaft ist. Das treibt mich um, da kann ich meine Arbeit manchmal nicht ertragen, weil ich Kinder entlasse, bei denen ich jetzt schon weiß, dass sie in unserer Gesellschaft keine Chance haben.

Rabe: Wir haben noch zu wenige kluge Ideen für Schulen in schwierigen Lagen.

"Je früher man ansetzt, umso besser. Und man muss auch die Eltern fördern"

=====

Die Rütli-Schule in Berlin wurde als schlimmste Schule Deutschlands bekannt. Heute ist sie ein Vorzeigecampus.

Rabe: Ich habe mir diese Schule angesehen. Aber diese Beispiele, wo viel Geld investiert und alle Lehrer ausgetauscht werden, bleiben leider Einzelfälle. Dabei gibt es sicher in Deutschland weit über tausend Schulen in sozial schwieriger Lage. Wir sind im Moment in Gesprächen mit der Wissenschaft, weil wir den Stein der Weisen noch nicht gefunden haben. Aber vieles haben wir auch schon geändert.

Was denn?

Rabe: Wir haben in Hamburg als Schulformen nur das Gymnasium und die Stadtteilschule. Die Stadtteilschule hat bei gleichen Schülerzahlen 40 Prozent mehr Personal. Außerdem haben wir alle Grundschulen zu freiwilligen Ganztagschulen gemacht. Inzwischen nehmen 80 Prozent der Grundschüler am Ganztage teil. Integration in 30 Unterrichtsstunden, das allein kann nicht funktionieren.

Gajewski: Wir müssen den Ganztage auch machen, aber uns hat niemand gefragt, ob wir das überhaupt können. Die Konzentrationsfähigkeit unserer Schüler reicht dafür oft nicht aus.

Fellner: Wir haben sehr gute Erfahrungen mit dem Ganztage gemacht. Wenn Sie zu uns an die Schule kommen, erkennen Sie auf dem Gang, welches Kind ein Ganztagekind ist und welches nicht. Wir könnten noch mehr Ganztageklassen anbieten, aber die Nachfrage ist nicht da. Die Eltern lassen ihre Kinder selbst entscheiden, in welche Klasse sie gehen wollen.

Harun Lehrer: Vielleicht kommen Ihre schlechten Erfahrungen auch daher, Frau Gajewski, dass Ihre Schule über tausend Schüler hat. Da bekomme ich schon Gänsehaut. In unserer Hauptschule haben wir um die 250 Schüler. Von den meisten kenne ich den Vornamen. Meine Schüler sehe ich von acht Uhr bis 16 Uhr. Wir sind wie eine kleine Familie.

Liegt das vielleicht auch daran, Herr Lehrer, dass Sie selbst türkische Wurzeln haben und für die Schüler ein Vorbild sind, mit dem sie sich identifizieren können?

Lehrer: Man ist kein besserer Lehrer, nur weil man Migrationshintergrund hat. Aber es hat Vorteile. Wenn türkische Eltern zu mir kommen, die wenig Deutsch sprechen, dann führe ich die Gespräche natürlich auf Türkisch. Das kommt gut an. Und auch die Schüler wissen, dass sie daheim keinen Schmarren zu erzählen brauchen, weil ich sonst bei ihnen anrufe und Tacheles rede.

Warum gibt es in Deutschland so wenig Lehrer mit Migrationshintergrund? Es sind nur etwa sechs Prozent.

Lehrer: Bei vielen Migranten genießt der Lehrerberuf nicht gerade das höchste Ansehen. Viele Eltern wollen zwar, dass ihre Kinder einen guten Schulabschluss machen, aber dann sollen sie Arzt werden, Ingenieur oder Jurist - nicht Lehrer. Mein Bruder ist Arzt, das erzählt meine Mutter all ihren Bekannten und Freunden. Ich komme in diesen Erzählungen praktisch nicht vor.

Frau Fellner, Sie haben im Vorgespräch erzählt, dass an Ihrer Schule die Eltern ein großes Problem sind. Warum?

Fellner: Wir haben an unserer Schule eine durchschnittliche Beteiligung bei Elternabenden von unter zwei Prozent, unabhängig von der Nationalität. In meiner wöchentlichen Sprechstunde war im ganzen Jahr nicht ein einziger Besucher. Zum ersten Elternabend einer vierten Klasse, bei dem die wichtigen Übertrittsmodalitäten besprochen wurden, kam ein einziges Ehepaar.

Was tun Sie, um die Eltern einzubinden?

Fellner: Wir haben ein Müttercafé, Dolmetscher, andere Eltern als Paten, der Elternbeirat hat eine wöchentliche Sprechstunde. Wir brauchen die Eltern ganz dringend! Natürlich gibt es auch welche, die mithelfen, Interesse zeigen, aber viele sind es aus ihrer Kultur nicht gewöhnt, sich in der Schule einzumischen.

Ekiz: Viele fühlen sich minderwertig. In der ersten Klasse kommt ein türkischer Vater vielleicht noch mit, in der zweiten wird es schwieriger und in der dritten geht es gar nicht mehr. Zuzugeben, dass man nicht mal Drittklassniveau hat, damit tun sich viele Eltern schwer. Sie geben auf. Und dann kommen die Probleme. Sie sagen, Frau Fellner, die Kinder bekommen bei Ihnen Frühstück, das ist schön. Aber dass Eltern ihre Kinder ohne Essen in die Schule schicken, das kann doch nicht sein! Da muss man doch etwas tun. Und zwar die Politik. Nicht die Ehrenamtlichen. Die machen zwar unheimlich viel, aber das ist ein Tropfen auf den heißen Stein!

Lampertsdorfer: Ob es Ehrenamtliche, Erzieher oder Lehrer sind, die etwas für die Kinder tun, ist doch egal. Neben der deutschen Sprache brauchen sie vor allem Hinwendung und Aufmerksamkeit - jemanden, der sie an die Hand nimmt und sagt, "das machst du jetzt mal nicht" oder "nun isst du vor der Schule mal was". Und zwar dauerhaft.

Das klingt nach Rundumbetreuung.

Lampertsdorfer: Nein, aber bei "Kick ins Leben" begleiten wir benachteiligte Kinder von der

Vorschule bis zum Eintritt ins Berufsleben. Zunächst hatten wir in der Mittelschule angefangen. Und obwohl da Veränderungen schwierig sind, haben wir es jährlich geschafft, dass alle unsere Kandidaten den "Quali" geschafft haben. Sie gehen heute entweder auf eine weiterführende Schule oder sind in Ausbildung. Ohne Ehrenamtliche ...

Ekiz: Sie haben mich missverstanden. Die ehrenamtliche Arbeit ist unglaublich wichtig. Aber sie löst das Grundproblem nicht. Sie haben ja nicht genügend Ehrenamtliche, um sich um alle Kinder zu kümmern.

Gajewski: Wenn ich höre, dass wir ganz viel Ehrenamt brauchen, dann wächst mir echt die Krawatte. Ich komme nicht aus einer Akademiker-Familie. Meine Mutter war Arzthelferin und alleinerziehend. Bildung darf nicht vom Glück abhängen. Der Staat und die Länder sind dafür verantwortlich.

Lampertsdorfer: Wenn ich ein Haus baue, brauch' ich auch einen Architekten, einen Glaser und einen Maler. Aber ich bin trotzdem dankbar, wenn ich Leute habe, die mal ein paar Kisten tragen.

Detlef Wiese: Ich habe viel mit Flüchtlingen zwischen 18 und 30 zu tun. Die haben wenig Vorbildung, vielleicht zwei Jahre Koranschule, und da ist das Lernen mit Ehrenamtlichen das Einzige, was überhaupt da ist, weil wir ja leider in Deutschland nach Bleibeperspektive unterscheiden. Wenn jemand keine hat oder zu alt ist, hat er in vielen Bundesländern keinen Zugang zum Schulsystem oder darf nicht arbeiten. Viele sind zum Nichtstun verurteilt. Das ist fatal. Wir tun etwas grundsätzlich Falsches, wenn wir die Menschen nicht bilden. Und selbst wenn sie irgendwann zurückgehen wollen oder müssen, sie wären die besten Botschafter unseres Landes.

Doris Weber: In Bayern gibt es für Flüchtlinge immerhin eine Berufsschulpflicht im Alter zwischen 16 und 21 Jahren. In anderen Bundesländern gilt die Pflicht nur bis 18. Da fallen noch viel mehr hinten runter. Ich gebe Ihnen aber recht, dass es eine schulische Möglichkeit geben muss, um alle weiterzubilden. Aber hier müssen wir extrem aufpassen, denn manche unserer Schüler in der Berufsschule sind deutlich älter, als sie angeben. Sie sagen, sie seien 19. Wenn man zehn bis 15 Jahre drauflegt, stimmt das Alter vielleicht. Das Problem ist, dass wir dann 15-Jährige in der Klasse haben mit 25-Jährigen, die eigentlich 35 sind. Das gibt gewaltige Konflikte. Die Älteren übernehmen die Vaterrolle, fangen an zu bestimmen. Für sie brauchen wir ein eigenes Bildungsangebot.

Sie unterrichten an der Berufsschule in Nürnberg Flüchtlinge ebenso wie Jugendliche mit Migrationshintergrund. Gibt es da Unterschiede?

Weber: Oh ja, gewaltige. Wir merken sofort, ob unsere Schüler vorher schon an einer deutschen Schule waren oder nicht. Und ganz ehrlich: Wenn sie es waren, sind sie "verdorben". Sie haben dann Verhaltensweisen, die die Flüchtlinge nicht kennen. Die meisten Flüchtlinge haben extremen Respekt vor Männern und Frauen. Sie wissen es wahnsinnig zu schätzen, dass sie hier etwas lernen dürfen.

Fehlende Sprachkenntnisse führen zu schlechten Noten und nicht selten zu Schulabbrüchen. Um früher einzugreifen, gibt es in vielen Bundesländern seit einigen Jahren Vorkurse im letzten Kindergartenjahr. Frau Strehle, Sie sind Expertin für Vorkurse. Hat sich die Situation dadurch verbessert?

Strehle: Auf jeden Fall. Aber es gibt trotzdem noch Kinder, die immer hier gelebt haben und in der vierten Klasse radebrechen. Grundsätzlich gilt: Je früher man ansetzt, desto besser. Und man muss auch die Eltern, vor allem die Mütter, fördern. In unserem Projekt "Schule mal anders" lernen Mütter Deutsch an der Schule ihrer Kinder. Kleinere Geschwister werden währenddessen bei uns im Haus betreut.

Lehrer: Oft ist der Zug aber leider bereits in der ersten Klasse abgefahren. Laut einer Untersuchung wurde Kindern aus bildungsfernen Familien bis zur ersten Klasse 20 bis 30 Stunden vorgelesen. Kindern aus bildungsnahen Familien bis zu 1700 Stunden. Jetzt kommen diese Kinder zusammen in eine Klasse, und der Lehrer soll die Lücke schließen. Das ist nicht machbar.

Sie sind Lehrer einer Übergangsklasse. Da sind die Unterschiede ja bisweilen noch viel krasser. Und es ist keine erste, sondern eine siebte Klasse.

Lehrer: Stimmt, ich unterrichte 21 Kinder zwischen zehn und 14 Jahren, darunter 16 mit Fluchthintergrund, zehn Analphabeten, ein Diplomatenkind, ein Kind, das virtuos Klavier spielt, einige Kinder aus Kroatien, deren Familien aus wirtschaftlichen Gründen zugewandert sind. Die einzige Gemeinsamkeit dieser Kinder ist, dass sie die Sprache nicht beherrschen.

Wie bringen Sie den Kindern Deutsch bei?

Lehrer: Auf jeden Fall nicht labormäßig im Unterricht. Ich fange damit an, ihnen die Schule zu zeigen und ihnen Nomen beizubringen: "die Turnhalle", "die Toilette". Am Anfang ist es schon ein Erfolg, wenn sich ein Kind meldet und sagt: "Toilette." Irgendwann müssen Verben und Adjektive dazukommen, dann werden Sätze daraus. Man muss ihnen die Welt zeigen. Ich habe mir eine Gymnasialklasse geschnappt, die mit meinen Schülern die Stadt erkundet hat. Wir sind zum Schlittschuhfahren oder ins Kino gegangen, haben die Olympiaschwimmhalle angeschaut - meine Kinder haben noch nie ein 50-Meter-Becken gesehen - oder das Oktoberfest. Meine Schüler haben gezeigt, die Gymnasiasten erklärt: "die Zuckerwatte", "das Zelt", "das Karussell". Und wir haben Schreibprojekte gemacht: Meine Kinder haben ihre Geschichten erzählt, die Gymnasiasten haben sie aufgeschrieben.

In den meisten Bundesländern sind die Übergangsklassen für zwei Jahre angedacht. Danach sollen die Kinder in den normalen Unterricht gehen. Reicht das?

Lehrer: Kommt auf die Voraussetzungen des Kindes an. Wenn ich ein traumatisiertes Kind habe, das sich am Anfang nicht einmal traut, in meine Klasse zu kommen, brauche ich erst mal eine Schülerin aus der Zehnten, die Arabisch spricht, die das Kind bei der Hand nimmt, ihm alles erklärt, damit es Vertrauen gewinnt. Solch ein Kind malt bei mir erst mal Mandalas aus, weil es gar nicht gewohnt ist, einen Stift zu halten. Dann erst kommen die Druckbuchstaben, damit es seinen Namen schreiben kann. Das Problem ist: Die Kinder lernen eine Alltagssprache. Um in der normalen Schule zu bestehen, brauchen sie aber eine Fachsprache. Dafür ist eine Schonzeit in der Übergangsklasse wichtig.

Und danach?

Lehrer: Was oft vernachlässigt wird: Wenn sie nach zwei Jahren in die Regelklasse gehen, brauchen sie weiter Förderung. Sonst entlassen wir funktionale Analphabeten, dann bilden sich Parallelgesellschaften.



Rico, du kommst aus Burkina Faso, vor der Schule warst du ein Jahr im deutschen Kindergarten. Wie schnell hast du Deutsch gelernt?

Rico Somé: Heute kommt es mir vor wie zwei Tage, aber das war natürlich nicht so. Zum Glück konnte ich im Saarland auf eine französische Grundschule gehen. Französisch ist meine Muttersprache.

Jetzt gehst du aufs Gymnasium. Nur etwa 17 Prozent der Schüler mit Migrationshintergrund schaffen das Abitur oder die Fachhochschulreife. Gibt es jemanden, der dir geholfen hat?

Rico: Meine Mutter. Sie hat sich sehr dafür eingesetzt, dass ich auf die französische Grundschule gehen konnte. Wenn man dort fünf Jahre war, kann man im Saarland auf das deutsch-französische Gymnasium wechseln. Wäre ich auf eine deutsche Grundschule gegangen, hätte das wahrscheinlich nicht so reibungslos geklappt.

"Die Kinder dieser Eltern sind Potentiale, die Deutschland einfach wegschmeißt"

=====

In anderen Ländern gibt es interessante Versuche, um mehr Chancengerechtigkeit herzustellen. In San Francisco werden die Kinder Grundschulen aufgelöst. In Toronto gibt es eine afro-zentrische Schule, um eine diskriminierte Bevölkerungsgruppe anzuerkennen und gezielt zu fördern. Wie finden Sie das, Herr Rabe?

Rabe: Ich wünsche mir zwar sehr eine stärkere soziale Durchmischung von Stadtteilen und Schulen, aber von staatlichen Zwangsmaßnahmen bei der Schulwahl halte ich wenig. Besser wäre es, Schulen je nach sozialer Lage mit besseren Ressourcen auszustatten, um für mehr Chancengleichheit zu sorgen.

Rico: Ich fände es interessant, mal für ein paar Tage auf so eine afro-zentrische Schule zu gehen, einfach, um zu wissen, wie es sich anfühlt, nicht in der Minderheit zu sein. Aber auf Dauer wäre man auf so einer Schule doch vermutlich sehr in seiner eigenen Blase.

Diese Schule ist für alle Kinder offen. Unterrichtet wird nach dem regulären Lehrplan, aber die Beispiele, mit denen Themen illustriert werden, stammen nicht aus dem europäischen, sondern aus dem afrikanischen Kulturkreis.

Rico: Trotzdem glaube ich, dass man so nur mehr Abgrenzung schafft.

Ekiz: Separierte Klassen hatten wir ja schon mal. Ich bin 42 Jahre alt, im ersten und zweiten Schuljahr war ich in München in einer türkischen Klasse, in der Dritten sind wir dann aufgeteilt worden. Vielleicht hat das am Anfang sogar Sinn gemacht, weil wir dort auch Türkisch gelernt haben. Aber meine Freunde, die auch in der Hauptschule in eine türkische Klasse gegangen sind, haben bis heute Probleme. Anstatt nach Kanada zu schauen, sollten wir sehen, wie wir hier mehr Vielfalt hinbekommen. Ich werde zum Beispiel immer noch ausgegrenzt.

In welchen Situationen?

Ekiz: Wenn ich zum Beispiel irgendeinen Fehler mache, kommen Sätze wie: "Also bei uns in Deutschland" oder "Wir sind hier nicht in der Türkei". Und wenn ich spreche, höre ich oft:

"Sie können aber gut Deutsch."

Einige Menschen mit Migrationshintergrund grenzen sich aber auch bewusst ab. Herr Lehrer, haben Sie diese Erfahrung bei Ihren Schülern gemacht?

Lehrer: Man muss da in der Pubertät aufpassen. Was Schüler sagen, ist das eine. Was sie wollen, oft etwas anderes. Ich habe noch nie einen Jugendlichen getroffen, der sich auf gar keinen Fall integrieren wollte. Den allermeisten gefällt es sehr gut hier, schon alleine, weil sie viel mehr Freiheiten haben als in ihrer Heimat. Es passiert nicht selten, dass Mädchen ein Kopftuch tragen, wenn sie hier ankommen, und es nach einem halben Jahr ablegen, weil sie sich sicher und wohl fühlen.

Gajewski: Bei uns gibt es Kinder, beziehungsweise Eltern, die nicht wollen, dass ihr Kind an Klassenfahrten oder am Schwimmunterricht teilnimmt. Wenn das vorkommt, was sehr selten ist, setzen wir uns mit den Eltern auseinander. Bei Klassenfahrten gibt es das Problem übrigens unabhängig von der Herkunft.

Rabe: Wir merken in Hamburg, dass wir an vielen Schulen mit großem Zuwanderungsanteil eine gewisse Unsicherheit der Lehrer haben, bis wann Multikulti noch gilt und ab wann sie sagen müssen, dass es klare Regeln an der Schule gibt, eine Grenze. Diese Grenze ist in Hamburg deutlich in den Fokus gerückt, weil wir auch Tendenzen haben wie etwa Salafismus bei Jugendlichen mit muslimischem Hintergrund.

Lehrer: An die Schulordnung müssen sich bei uns alle halten, aber wir nehmen Rücksicht auf andere Kulturen. Wir bieten beim Mittagessen kein Schweinefleisch an. Bei uns müssen die Kinder auf dem Schulhof auch nicht ständig Deutsch sprechen - obwohl es einige Politiker gerne fordern. Zum Bayram-Fest, dem Fastenbrechen, dürfen muslimische Kinder daheimbleiben und feiern. Und natürlich fasten bei uns auch einige Schüler während des Ramadan.

Nimmt man als Lehrer Rücksicht auf diese Kinder? Haben Sie zum Beispiel schon Klassenarbeiten verschoben?

Lehrer: Nein. Wir tolerieren es, solange es den Schüler nicht zu sehr beeinträchtigt. Sonst sprechen wir mit den Eltern und suchen einen Kompromiss. Viele wissen nicht, dass sie die Fastenzeit in den Ferien nachholen können. Manchmal fasten Jugendliche auch nur, weil sie anders sein wollen. Ich hatte mal einen Jungen, der eine richtige Show daraus gemacht hat - bis wir raus zum Fußballspielen gingen. Weil es sehr heiß war, habe ich ihn gebeten, im Schatten sitzen zu bleiben. Am nächsten Tag hat er nicht mehr gefastet.

Ekiz: Bei den Erdoğan-Fans kann man aber schon eine gewisse Abgrenzung beobachten.

Strehle: Neulich hat mir eine türkische Mutter erzählt, dass es in einer Klasse mit fünf türkischstämmigen Kindern Ausgrenzungen gibt, weil die einen Eltern Erdoğan-Anhänger sind und die anderen nicht. Da wird nicht mehr begrüßt. Sogar Kinder auf dem Spielplatz werden beschimpft!

Ekiz: Mich rief die Mutter einer Realschülerin an. Ihrer Tochter sei ein obszöner Film gezeigt worden. Sie meinte, der Lehrer hätte das absichtlich gemacht, weil sie Erdoğan-Anhängerin sei. Der Film hieß "Voll abgezockt", eine ganz normale Komödie frei ab zwölf, die Tochter war elf. Das ist immer die einfachste Keule: "Du bist Rassist, deshalb machst du das." Eltern

wie diese Mutter brauchen jemanden, der ihnen sagt: "Das ist keine rassistische Sache."

Sie engagieren sich als Vermittler an Schulen. Bringt das was?

Ekiz: Ja, aber es ist sehr schwierig, Vertrauen zu den Lehrern aufzubauen. Sie fürchten sich offenbar vor einer Überreaktion oder haben Komplexe. Das ist traurig, denn die Kinder dieser Eltern sind Potenziale, die Deutschland einfach wegschmeißt.

Wiese: Wir hätten so viele Chancen, wenn die Politik Probleme nicht verschlimmern, sondern lösen würde. Wir dürfen unsere Stimme ruhig etwas mehr erheben. Es heißt zum Beispiel immer, dass Schüler ein gutes Lernumfeld brauchen. Jetzt wohnen viele Flüchtlinge schon im Wohnheim mit sechs anderen im Zimmer, gehen aber zur Berufsschule. Und dann kommt nachts auch noch die Polizei vorbei, um ihre Ausweise zu kontrollieren. Wie soll man da lernen? Und das alles für ein paar Tausend Abschiebungen im Jahr. Wenn die Regierung so weitermacht, braucht sie 40 Jahre, um alle Afghanen abzuschicken, und mehrere Milliarden Euro - das ist purer Aktionismus!

Bleiben wir beim Thema Bildung.

Gajewski: Ja, aber das ist ja das Geld, das uns bei der Bildung fehlt! Schauen Sie sich mal unsere Schule an. Das Wort Bruchbude ist da noch beschönigend. In unserer Turnhalle hätten wir gar keine Flüchtlinge aufnehmen können, weil man dort nicht mal ordentlich duschen kann. Ich habe das noch nie öffentlich gesagt, weil es politisch gerne rechts gedeutet wird, aber dass man da mal was macht, diese Wertschätzung haben unsere Kinder - unabhängig von ihrer Herkunft - offenbar nicht verdient.

Lehrer: Uns steht in der ganzen Schule ein einziger Beamer zur Verfügung.

Wiese: Ich frage mich, warum die Politik nicht die belohnt, die Deutsch lernen, eine Ausbildung machen? Anreize und Perspektiven sind doch das Wichtigste beim Lernen. Wenn die Asyltür zu ist, macht doch die Einwanderungstür auf. Aber damit findet man kein Gehör. Die Bundesregierung fischt gerade stark am rechten Rand.

Rabe: Ich will nicht für die Politik und die Bundesregierung sprechen, aber der Hinweis sei gestattet, dass die Politik auf Wählerstimmen hört. Und machen Sie sich mal nicht zu viel vor: Wie Wähler denken, sehen wir an den Wahlergebnissen der letzten Landtagswahlen. Da wird es auch der Politik mitunter angst und bange. Und dass die Politik unter Umständen manchmal Maßnahmen ergreift, die nicht mal alle Politiker richtig gut finden, das möge man dabei in die Waagschale werfen.

Noch mal zurück zum Beispiel aus Kanada, der afro-zentrischen Schule. Auch wenn man solche Versuche ablehnt, muss man konstatieren, dass Kanada bei der Chancengerechtigkeit wesentlich besser dasteht als Deutschland.

Rabe: Ich glaube, Kanada schummelt.

Warum denn das?

Rabe: Kanada hat eine Einwanderungspolitik mit einer großen offenen Tür, aber durch die kommen jene nicht, die uns hier Kopfzerbrechen bereiten. Nach Kanada dürfen nur gut ausgebildete Menschen einwandern.

Sie meinen, Herr Rabe, Integration ist dort nicht so herausfordernd wie bei uns?

Rabe: Ja, dasselbe gilt für Finnland. Als wir uns erkundigt haben, wie die mit Migration umgehen, ob die überhaupt welche haben, da sagten die: "Ja, wir haben ganz schön viele Migranten, und zwar aus Schweden." Da darf man auch mal dem deutschen Schulsystem, den Lehrern und der Politik auf die Schultern klopfen: eine Million Flüchtlinge aus bürgerkriegsähnlichen Situationen, häufig ohne Schulbildung, mal eben so aufnehmen, für alle Lehrer finden, das ist schon eine Leistung. Wir stehen auch unter Spardiktat, brauchen mehr Polizei, die Theater brauchen mehr Geld, die Straßen müssen saniert werden, und da kriegen wir Schulpolitiker mal eben Tausende von neuen Lehrerstellen. So viele, dass wir jetzt Probleme haben, noch Lehrer zu finden. Ich bezweifle, dass Kanada oder Finnland mit denselben Aufgaben besser klarkommen würden.

Herr Rabe, in Hamburg schicken Sie Flüchtlingskinder mit dem Bus durch die Stadt, damit nicht mehr als vier in eine Klasse gehen. Könnte das aus den USA bekannte "busing" auch in größerem Stil bei uns funktionieren?

Rabe: Nein, man kann mit Schulbussen nicht ganze Stadtstrukturen grundsätzlich ändern. Zudem werden die Eltern sicher dagegen sein, wenn es zur Regel wird, dass ihre Kinder Schulen weit weg von ihrem privaten Freundeskreis und ihrer häuslichen Umgebung besuchen.

Was schlagen Sie stattdessen vor?

Rabe: Entscheidend ist, dass sich auch die Lebenswirklichkeit von Einwandererkindern in der Schule abbildet. Da braucht es zum Beispiel auch Religionsunterricht in islamischer und alevitischer Religion. In Hamburg wird Religion im Klassenverband unterrichtet. Christen, Buddhisten, Juden, Muslime und Aleviten gestalten die Inhalte gemeinsam. Und Abitur gibt's bei uns auch in Türkisch, Russisch oder Farsi. Das nützt der Wirtschaft, aber vor allem ist es ein Zeichen für die Schüler: Ihr seid hier willkommen.

Rico, fühlst du dich hier willkommen?

Rico: Auf jeden Fall. Aber das liegt nicht am Religionsunterricht, sondern daran, wie die Menschen hier, vor allem meine Freunde und Bekannten, eingestellt sind.

Lebst du deine afrikanische Kultur hier?

Rico: Also (überlegt), schwer zu sagen. Eigentlich nicht. Aber wir haben in der Schule einen Trachtentag, da kann man so kommen, wie man im Herkunftsland der Eltern oder in seiner eigenen Heimat gekleidet ist. Da kam ich in so einem afrikanischen Anzug, Inderinnen waren im Sari da, die Bayern in Lederhose und Dirndl. Das war richtig toll. Man hat gesehen, wie viel Kulturen in der Schule zusammen sind.

Pegida, AfD und Rassismus spielen für dich und deine Klassenkameraden keine Rolle?

Rico: Doch, uns wird beigebracht: AfD = schlecht. Aber wir machen uns darüber wenig Gedanken, weil es zwischen uns keine Probleme gibt.

Dir ist noch nie Rassismus begegnet? Auch nicht außerhalb der Schule?

Rico: Auf der Straße? Da achte ich nicht darauf, weil ich meistens mit Freunden unterwegs bin. Die Atmosphäre mit ihnen lässt mich nicht darüber nachdenken, was andere Leute über mich denken. Aber viele Leute wollen mir in die Haare fassen.

Ekiz: Das sehe ich auch an meinen Kindern. Die haben ihre Youtube-Kanäle und kriegen Rassismus nicht mit. Es gibt null Rassismus zwischen den Kindern. Während Ramadan haben wir zusammen gefastet, meine Tochter mit 15 auch das erste Mal. Deutsche Kinder wollten das dann auch mal ausprobieren. Die Probleme, die wir haben, haben die nicht. Das ist für mich eine schöne Zukunft.

Nina Bovensiepen

=====

Gebürtige Hamburgerin, in München daheim. 1994 zum BWL-Studium vom Norden in den Süden gekommen, 1995 das erste SZ-Praktikum in der Ebersberger Lokalredaktion. Von 1999 an volontierte sie bei der SZ und war danach in der Wirtschaftsredaktion sowie von 2004 an in der Parlamentsredaktion in Berlin tätig. 2009 kehrte sie nach München zurück. 2012 kehrte sie nach dreijähriger freier Tätigkeit außerdem zur Süddeutschen Zeitung zurück - und arbeitet seither im Ressort München, Region und Bayern.

Ann-Kathrin Eckardt

=====

Ann-Kathrin Eckardt, geboren 1979, ist Redakteurin im Ressort "Seite Drei /Buch Zwei" und schreibt vor allem über Gesellschaftsthemen. Zuvor war sie Redakteurin beim Magazin NEON und der Abendzeitung. Sie besuchte die Deutsche Journalistenschule und studierte in München, Rennes und Bologna Politik und Journalistik. 2012 gab sie bei Rowohlt das Buch "Mama, das hast du schon 5 mal erzählt! Geschichten über das Älterwerden der Eltern" heraus. 2017 erschien bei Pantheon "Flucht und Segen - Die ehrliche Bilanz meiner Flüchtlingshilfe".

-----

Mehr SZ-Plus-Artikel? Jetzt Testzugang anlegen und alle Artikel und Ausgaben 14 Tage gratis lesen: [www.sz.de/14-tage-gratis](http://www.sz.de/14-tage-gratis) (Zugang endet automatisch)